

Wenn ich heute einen dunkel lackierten Schreibtisch von 1949 sehe, in einem Antiquitätengeschäft in Wien, formvollendet und gut erhalten, als sei er nagelneu, den geometrischen Gesetzen der Schönheit folgend und mit gleich drei abschließbaren Geheimfächern, dann kaufe ich ihn, für zweitausend Euro! Und wenn mir eine ganz bestimmte Joghurtsorte über alle Maßen schmeckt und seine Geschmacksrichtung auch, sagen wir „Danone Yaourt Vanille“, dann kaufe ich davon einen ganzen Regalkarton, 24 Stück, ohne auf das lächerliche Preisschild auch nur zu gucken. Ich handle so, wie es meinem Stand und meiner Generation entspricht.

Man könnte durchaus sagen, ich sei angekommen in meinem Leben und in dieser Gesellschaft. In der zählt seit der Finanzkrise das bare Geld nicht mehr viel. Jeder weiß doch, dass der Währungsschnitt kommen wird, und stellt sein Verhalten allmählich darauf ein. Ich tue nur, was alle tun.

Aber das war nicht immer so. Meine Kindheit war von einer Armut geprägt, die damals nahezu unbekannt war. Als ich geboren wurde, näherte sich das Wirtschaftswunder seinem Höhepunkt. Auch die folgenden Jahrzehnte brachten den Deutschen unermesslichen Reichtum. Bei uns zu Hause dagegen wurde die Wassersuppe knapp. Die Eltern waren selbstständig, steckten aber alles Geld in die Partei. Wer war die Partei? Das war die FDP der Herren Walter Scheel und Hans-Dietrich Genscher. Papi war politikverrückt und von der Idee besessen, in den Bundestag gewählt zu werden. Alle familiären Ressourcen wurden dafür verwendet. Alle Kinder gingen monatelang mit dem gleichen Ringelpullover zur Schule. Ich besaß nur eine Hose. Die hatte ich auch an, wenn ich Flugblätter vor dem Schultor verteilte: „Wählt FDP!“

Damals gab es noch die Deutsche Mark. Ich bekam zwanzig Pfennig Taschengeld die Woche. Später wurde es auf fünfzig Pfennig erhöht, dann auf zwei Mark. Dann starb Papi den Haider-Tod, setzte also den Mercedes gegen einen Baum, und die Lage änderte sich. Ich bekam plötzlich eine Halbweisenrente von 236 Mark. Über Nacht verhundertfachte sich mein Taschengeld. Ich war reich. Zum ersten Mal überhaupt setzte ich mich in einen Eissalon, bestellte einen Fruchtbecher und bezahlte ihn mit meinem eigenen Geld.

Bald kamen auch noch 488 Mark Bafög hinzu, nämlich an der Uni. Machte zusammen 724 Mark, nach heutigem Wert etwa 1300 Euro, gefühlt noch mal das Doppelte. Schließlich das dritte Einkommen: In der studentischen Jobvermittlung verdiente ich durch kleine Jobs, die meist nur eine oder zwei Stunden dauerten, 50 bis 75 Mark pro Einsatz. Im Schnitt kamen so weitere 700 Mark dazu, so dass ich 1424 Mark pro Monat ausgeben konnte. Ständig wurde das Bafög erhöht, da die anderen Studenten, die zwar viel Geld in der Tasche hatten, das aber, da nie arm gewesen, nicht zu schätzen wussten, wütend gegen den knausrigen Staat demonstrierten.

Direkt aus dem Studium heraus wurde ich vom Journalismus entdeckt. Eigentlich wollte ich nur einen Ersatz für meine Kleinstsätze bei der studentischen Jobvermittlung aufbauen, aber der „Stern“ zahlte gleich für meine erste Reportage 3000 Mark. Ungefragt. Mir wäre auch ein Zehntel recht gewesen.

Ein Jahr lang oder zwei sammelte sich viel Geld bei mir an. Ich achtete aber gar nicht darauf. Denn ich wurde rasch unglücklich als Journalist. Unbegreiflicherweise verlor ich alle meine Freunde und hatte auch bei Frauen kein Glück mehr. Alle Energie fraß das tägliche Schreiben auf. Und obwohl ich alle Menschen, die ich kannte, lebendig und mit viel Phantasie beschrieb, dankte es mir keiner.

Ich bekam vom „Stern“ ein Volontärsgehalt von 1200 Mark, wechselte zur „Welt“, die den Vertrag übernahm und alle Geschichten außerhalb des Lokalteils extra vergütete, so dass ich auf monatlich 4000 Mark kam, damals viel Geld. Mitten im zweiten Jahr machte ich einen auf Ralf Rangnick und schied mit einem angeblichen Burn-out-Syndrom von einem Augenblick zum anderen aus. Zisch, bum, röchel! Ich hatte fertig.

Ein kluger Schritt. Ich hatte nämlich ein Mädchen kennengelernt, in letzter Sekunde. Bevor ich die wieder verlor, stieß ich lieber die bösen Springer-Kollegen ab. Mit einem Knecht des „Bild“-Konzerns hätte sich im letzten Jahrhundert keine anständige Hamburgerin eingelassen. Heute wäre es die beste Visitenkarte, fast so gut wie eine verbrachte Nacht mit Dieter Bohlen.

Nach ein paar Jahren kehrte ich dennoch zurück. Ich machte die normale Ochsentour durch alle Gazetten und landete als stellvertretender Chefredakteur bei der Zeitschrift „Max“ mit 8500 Mark monatlich. Das waren 119 000 Mark im Jahr. Natürlich endete wieder alles im Burn-out. Nun war ich aber während einer der diversen Burn-out-Phasen – es folgten mehrere – Schriftsteller geworden. Gleich der erste Roman wurde ein Bestseller. Liebevoll bis ins Detail hatte ich alle meine Freunde darin beschrieben. Über weite Strecken waren nur alte Tagebucheinträge abgedruckt sowie ein geniales Machwerk aus frühen Tagen, das „Tag der Idioten“ hieß und in meinem Tresor geschlummert hatte, neben 31 weiteren Werken.

Ich hatte immer schon viel und gern geschrieben. Penibel und dennoch „wortmächtig wie ein zweiter Kafka“ (Claudius Seidl) hatte ich festgehalten, was meine Freunde mir und sich selbst stets antanen. Gut kam keiner weg. Wenn ich alles unter Verschluss hielt, konnte nichts passieren. Das tat ich meistens. Wenn ich aber nichts veröffentlichte, verdiente ich kein Geld, und so bestand der allergrößte Teil meines langen Lebens aus tiefster Armut. Oft wachte ich stolz auf mit dem Gedanken: „Auch heute wieder nichts veröffentlicht!“

Doch dann kam Berlin-Mitte. Also die Wiedervereinigung und die Chance auf ein zweites Leben für Millionen, ja für alle. Ich griff beherzt zu. Regierungswechsel, Jahrtausendwende, Jugendkultur: Ich war dabei. Ich, der ich im Ancien Régime zuletzt Leibwächter von Rainer

Langhans und Straßenbahnschaffner in Oslo gewesen war, ja, so weit war ich unternommen im historischen Nichts, veröffentlichte wieder. In der F.A.Z. zum Beispiel. In der „Süddeutschen Zeitung“ bekam ich eine Kolumne, ganz wie ein Joseph Roth der Neuzeit. Dazu schrieb ich in der „taz“, der „Jungle World“, dem „Neuen Deutschland“ und zahllosen neuen Online-Zeitungen. Ich verdiente bei der „taz“ 88 Euro im Monat. Das war

ziellen Niedergangs beschleunigte sich die Finanzkrise 2008. Von da an schien es kein Halten mehr zu geben. In meinem autobiographischen Roman „Der Geldkomplex“ habe ich diesen finalen Zusammenbruch der Medienökonomie festgehalten. Ein ganzer Berufsstand ging wortlos staunend in die Knie, wie die Weber im frühen 19. Jahrhundert. Man traf sich noch an den vertrauten Plätzen, den In-Lokalen „Grill Royal“,

nem Frachter anheuert und nach Amerika flieht. Im „Geldkomplex“ rettet die Finanzwirtschaft selbst. Irgendeine vergessene Kreditkarte funktioniert wider Erwarten doch noch, und zwar ausgerechnet in einem entfernten Winkel der Euro-Zone, im Ferienort der verstorbenen Eltern des Romanhelden. Binnen einer Woche holt der Hungernde ein Vermögen aus dem alten EC-Kasten. Solche Dinge, wie gesagt, passieren. Auch Ham-

tielle Kaufkraft wie zuletzt als Student. Zudem habe ich mich mit einer Wienerin verlobt. Sie arbeitet als innenpolitisches Aushängeschild eines seriösen Nachrichtenmagazins und ist dort seit achtzehn Jahren unkündbar festangestellt. Wir leben zusammen und könnten mit unserem gemeinsamen Einkommen sämtliche in Berlin-Mitte ansässigen Medienpeople aushalten. Wir sind nun *dinks, double income no kids*, Kandidaten für die verhasste Reichensteuer.

Doch was nützt das alles, wenn der Euro demnächst crasht und nichts mehr wert ist? Jetzt heißt es, Sachwerte aufzubauen. Es gibt ein Depot mit Aktien, das wir allmählich auflösen sollten. Der Wert war ohnehin schon auf zehn Prozent der einst eingezahlten Summe geschrumpft. Da waren minimale Daimler- und Siemens-Aktien mit Tausenden von Schrottpapieren gemischt worden. Dann die Sparbücher. Bloß weg damit! Festverzinslich, langfristig, gruselig. Aber was kauft man? Natürlich Wohnungen. Und wo? In Berlin. Dort sind sie immer noch fast umsonst.

Dann hat man Wohnungen, aber an einem Ort, an dem niemand eine Miete zahlen kann. Auch keine Lösung. Also doch wieder: Gold kaufen. Haben wir schon getan. Der kleine Barren ist größer, als wir gedacht hatten. Da könnte man Hunderte von Eheringen draus gießen. Nun haben wir Angst vor Einbrechern. Kein gutes Gefühl.

Aber grundsätzlich ist es mit der Finanzkrise und dem Geld wie mit dem Papst. Alle schreiben, mit Benedikt kommt das Mittelalter zurück. Ich habe mir die 17 Messen vorletzte Woche im Fernsehen angesehen. Kein Funken Tradition, stattdessen populäres, weichgespültes Wellness-Bimbam. Hier ein Gitarrenriff, dort eine unsinnige „We are the Champions“-Fanfare, hier ein frisch getextetes Gutmenschedicht ohne jeden Bibelbezug, dort ein kurzes heiseres Hallelujah vom Tonband (Janis Joplin) und immer neue Regie-Einfälle wie drei kerzentragende Kinder von links nach rechts oder sieben Rollstuhlfahrer mit den Stadtfahrern von Würzburg von hinten nach schön vorn und so weiter.

Die totale Vernichtung von Ritus und Geheimnis. Und von der Finanzkrise glauben alle zu wissen, dass sie uns arm mache. „Das Geld stirbt“, titelte gerade wieder eine angesehene Wirtschaftszeitung. Der „Spiegel“ bringt jede zweite Ausgabe eine wegschmelzende Euromünze auf dem Cover. Tatsache aber ist: Endlich hat unser Geld einen Wert, nämlich dadurch, dass wir es ausgeben. Ja, jetzt haben wir etwas vom Euro. Und das wird der Trend der nächsten Jahre werden. Alle werden konsumieren auf Teufel komm raus. Ich habe mir heute morgen einen Pelikano-Füllfederhalter mit platinumrandeter Goldfeder für 275 Euro gekauft und ein Tagebuch mit Schloss für 43,50 Euro. Wollte ich eigentlich immer schon haben. Für den neuen Schreibtisch. Jetzt ist die Zeit dafür gekommen.

Sie wird uns allen viel Spaß machen!

Joachim Lottmann, Jahrgang 1959, wurde durch die Romane „Die Jugend von heute“ (2004) und „Der Geldkomplex“ (2009) bekannt. Diesen Herbst erschienen gleichzeitig die beiden Bücher „Unter Ärzten“ (Kiepenheuer & Witsch) und „Hundert Tage Alkohol“ (Czernier-Verlag).

Endlich!

In der Krise hat unser Geld einen Wert, nämlich dadurch, dass wir es ausgeben

Von Joachim Lottmann



Joachim Lottmann

Foto imagot

eine Pauschale, die meine monatliche Kolumne in der Print-Ausgabe sowie meine täglichen Texte auf taz.online abdeckte. Ich freute mich darüber, denn andere Journalisten bekamen noch weniger. Die meisten mussten ganz umsonst arbeiten.

Einmal gab mir aus einer Laune heraus der Herausgeber des „Freitags“ einen Auftrag. Dieser Mann, der charismatische „Spiegel“-Erbe und Milliardär Jakob Augstein, besaß wahrlich den goldenen Handschlag. Ein letztes Mal für lange Zeit ging ich mit einem prallen Portemonnaie aus der Tür einer deutschen Redaktion.

Denn das war die Lage nach dem Siegeszug des Internets: Schreiben wurde nicht mehr bezahlt. Die Menschen in Berlin-Mitte lebten von Hartz IV und von Schwarzarbeit. Fast alle mir bekannten Journalisten verdienten sich als Maurer, Handwerker und Kfz-Mechaniker Geld dazu. Ich auch, ich reparierte Wartburg-Limousinen für fünf Euro die Stunde. Die raffinierteren Kreativen ließen sich vom Staat ominöse „Projekte“ finanzieren. In Berlin hat jeder solche „Projekte“, aber es gelingt nicht allen, dafür Kohle freizuschaukeln. Der Prozess des finan-

„Borchardt“ oder „Bar 103“, aber keiner konnte mehr zahlen. Der Volvo mit den Kindersitzen stand noch vor der Tür, aber ohne Benzin. Die Koksfasen hingen immer noch zu viert im Klo, schnupften aber Nasivin aus Mutters Hausapotheke.

Wohlgemerkt: Viel Geld hatte es in Berlin-Mitte von Anfang an nicht gegeben, dafür jede Menge Hoffnung auf bald kommendes. Nun war vom Aufbruchsjahrzehnt nur eines übriggeblieben: diese neuen deutschen Väter, die Verantwortung übernommen und diese in ihre humorlosen Gesichter eingeträufelt hatten. Diese Leute lebten vom Kindergeld. Ohne Kinder hatte ich es noch schwerer, wie „Der Geldkomplex“ dramatisch zeigt.

In dem Buch erlebt ein Berliner Kreativer, wie er durch eine Reihe blöder Zufälle in eine Lage kommt, wo er buchstäblich verhungert. Knut Hamsuns Klassiker „Hunger“ stand natürlich Pate, aber auch Eric Rohmers „Im Zeichen des Löwen“. Solche Dinge gibt es wirklich, ich habe sie selbst erlebt.

Die Rettung erlebt Hamsuns Ich-Erzähler, indem er als Matrose auf ei-

sun tat ja in „Hunger“ nichts anderes, als endlich einmal nur das aufzuschreiben, was er wirklich erlebt hatte. Die Welt dankte es ihm mit dem Nobelpreis. „Der Geldkomplex“ bekam immerhin den Wolfgang-Koepfen-Preis.

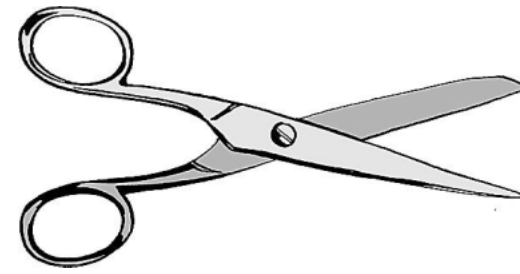
In Berlin konnte man mit dem erbeuteten Geld wie ein König leben. Ich wurde dann auch schnell sehr beliebt, bekam echte Freunde fürs Leben (siehe „Der Geldkomplex“, Seite 234 ff.), siedelte dann aber nach Wien um, wo die Uhren anders gehen. Österreich hinkt der Entwicklung immer hinterher. Fiaker fahren noch um den Stephansdom, Frauen tragen noch Kleider, die Kirche bleibt romtreu, die Jugend „rebelliert“ und hört die Musik der achtziger Jahre, anstatt vor dem Computer festzuwachsen beziehungsweise geistig und körperlich zu verdorren. Und Zeitungsleute sind immer noch festangestellt und kriegen Phantasiegehälter wie bei uns vor der Wende. Für eine wöchentliche Kolumne, stets ohne Nachdenken in zehn Minuten geschrieben, zahlt man mir nun pauschal 1800 Euro im Monat. Längere Beiträge werden mit 800 Euro vergütet. So komme ich, ohne Buchverkäufe, auf eine poten-

Die Suada

nicht, lieber hätten wir was schönes Grafisches, aber die Marketingleute sagen, es verkauft sich nicht.“ Frage an die Marketingleute. Antwort: Man habe die statistisch belegbare Erfahrung

gemacht, dass Frauen eher romantische, überladene, geschmackswidrige Cover mögen. Aber welche Frauen? Die in den Verlagen schon mal nicht. Und wurde je dasselbe Buch mit zwei Covern verkauft, einem schönen und einem, das angeblich Frauen gefällt? Nein. Man kann es also gar nicht wissen. Und kann es sein, dass „die Frau“, die an den ganzen schlechten Co-

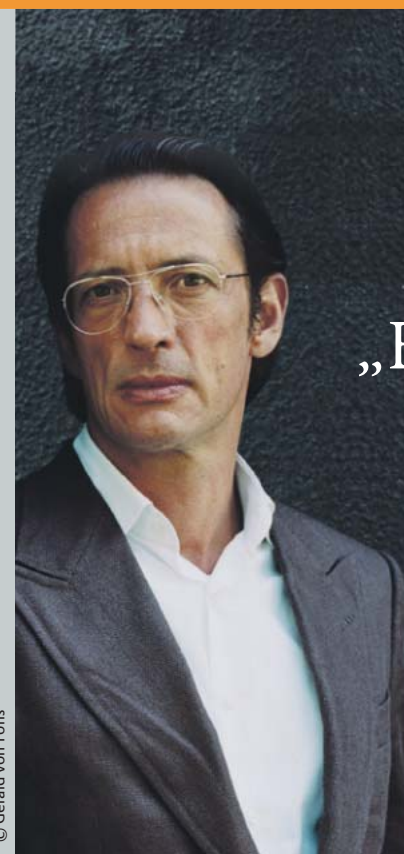
vern schuld ist, nur eine Erfindung eines misogynen Marketingberaterclubs ist? Nur weil wir Alice Schwarzers Lebenserinnerungen nicht gelesen haben, heißt das ja noch lange nicht, dass der Kampf gegen die Frauenfeindlichkeit auf dem Buchrücken nicht auch unsere Sache sei, aber das, liebe Freunde des anspruchsvollen Wortes und des tiefen Schluckes, das was drau-



ßen drauf ist, ist manchmal wirklich noch gar nichts gegen das, was drinnen erst los ist, wenn man sie aufklappt, diese Bücher: Klappentexte sind ja nun eine eigene Gattung, schwer zu schreiben, und wenn es nicht sein muss, sollte man zu dem Thema selbige besser halten. Außer, es muss sein – wie im Fall des ersten Satzes des Klappentextes der deutschen

„Ehrlich, zornig und schonungslos“

DER SPIEGEL



© Gerald von Forst

